

Alexander Pschera

VERGESSENE GESTEN



Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Autoren und der Verlag haben dieses Werk mit höchster Sorgfalt erstellt. Dennoch ist eine Haftung des Verlags oder der Autoren ausgeschlossen. Die im Buch wiedergegebenen Aussagen spiegeln die Meinung der Autoren wider und müssen nicht zwingend mit den Ansichten des Verlags übereinstimmen.

Der Verlag und seine Autoren sind für Reaktionen, Hinweise oder Meinungen dankbar. Bitte wenden Sie sich diesbezüglich an unsere Verlagsadresse eibl@dvb-verlag.com.

I. Auflage 2018

Das vergessene Buch

DVB Verlag GmbH

www.dvb-verlag.at

© 2018 DVB Verlag GmbH, Wien

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Leandra Eibl, Eindhoven

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG, Altusried-Krugzell

Gesetzt aus der Sabon

Satz und Herstellung: **BuX**. Verlagsservice, ww.bux.cc

FSC® Mix Credit zertifiziert

ISBN 978-3-903244-00-9

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Martin Mosebach	15
Den lieben Gott siezen	21
Den Lichtschalter im Keller umlegen	22
Ohne Helm radeln	24
Einen Waldlauf machen	25
Blutsbrüderschaft schwören	27
Einen Stammtisch besuchen	28
Urlaubsfotos einkleben	28
Beim Busfahrer bezahlen	30
Einem Hobby frönen	31
Eine Schrulle haben	32
Briefmarken ablösen	33
Toast Hawaii essen	34
Kaugummi am Automaten kaufen	39
Einen gewöhnlichen Wasserhahn aufdrehen	40
Die Klospülung ziehen	41
Den Freischwimmer absolvieren	43
Heimlich durchs Schlüsselloch schauen	47
Eidechsen am Schwanz packen	48
Fliegenfänger aufhängen	50
Eine Schmetterlingssammlung anlegen	51
In die Pilze gehen	52
Gedichte auswendig lernen	53
Eine Zigarette nur halb rauchen	54
Eulen ans Hoftor nageln	55
Zeitungsartikel ausschneiden	56
Sich trauen, das Wort »eigentlich« zu verwenden	57

Daten löschen	58
Anschreiben lassen	60
Mit dem Bleistift in der Hand lesen	60
Etwas im Lexikon nachschlagen	61
In der Kantine essen	62
Ohne einen Salat zur Party kommen	63
Antichambrieren	64
Jemanden überraschen	65
Einem Herrn die Hand schütteln	67
Ein Herrengedeck trinken	69
Einer Dame die Hand küssen	73
Pralinen verschenken	74
Einer Dame Feuer geben	77
Niveau haben	78
Vor jemandem den Hut lupfen	81
Elegant sein	82
Seinen Hut in der Hand drehen	82
Im Bahnrestaurantsrestaurant essen	83
Ins Caféhaus gehen	85
»Herr Ober ...!« oder »Hallo, Fräulein ...!« rufen	86
Seinen Kaffee schwarz trinken	86
Stierkämpfe besuchen	87
Eine Zigarre rauchen	87
Einen Diener machen	88
Jemanden schneiden	89
Jemandem die Tür aufhalten	89
In Gesellschaft nicht von sich sprechen	90
Seinen Gästen entgegen gehen	91
Ein Fest ausrichten	92
Ans Hoftor schlagen	92

Jemandem seine Aufwartung machen	92
In Gesellschaft aufrecht sitzen	94
Jemanden hinauskomplimentieren	95
Jemandem die Hand auf die Schulter legen	96
Sich empfehlen	97
Einen thüringischen Hofmeister anstellen	98
Ein Dilettant sein	99
Einen Diener beschäftigen	100
Einen ausgiebigen Mittagsschlaf abhalten	101
Uhren aufziehen	102
Einen seidenen Morgenmantel überwerfen	103
Bunte Kniestrümpfe tragen	107
Einen Krawattenknoten binden	108
Seine Schuhe putzen	109
In fremden Häusern die Schuhe anlassen	110
Sich eine Nelke ins Knopfloch stecken	115
Sich anlehnen	115
Den Spazierstock schwingen	117
Ein Kurkonzert besuchen	118
Seinen Bauch selbstbewusst vor sich hertragen ...	118
Einem Beamten Respekt erweisen	120
Einen Schaufensterbummel machen	121
»Pardon« sagen	123
Einer Dame den Hof machen	124
Eine gute Partie machen	125
Grundlos vor sich hin pfeifen	125
Eine Landpartie machen	126
Pünktlich sein	127
In einem Séparée soupieren	128
Kalamitäten über sich ergehen lassen	129
Eine Locke einrahmen	129

Jemanden auf die Stirn küssen	130
Auf und ab gehen	131
Die Tür hinter sich zuschlagen	132
Ein Telegramm aufgeben	132
Sich die Haare raufen	133
Zum Abschied mit dem Taschentuch winken	137
Haltung bewahren	138
Jemandem den Vogel zeigen	143
Ausspucken	144
Sich in seiner persönlichen Ehre verletzt fühlen ...	145
Sich duellieren	145
Ohrfeigen verteilen	149
Charakter beweisen	150
Sich den Bart streichen	151
Vergeben und Vergessen	152
In die Sommerfrische fahren	153
Die Fensterläden schließen	154
In seinem Zimmer auf Reisen gehen	155
Mit dem Schiff reisen	156
Tagebuch schreiben	159
Bücher aufschneiden	160
Mit einer Büchertasche reisen	162
Eine klassische Bildungsreise machen	163
Ansichtskarten schreiben	164
Im Büro einen Whisky trinken	165
Nicht zum Arzt gehen	165
Sich auf den Tod vorbereiten	167
Sich schämen	168
Mit gefalteten Händen beten	173
Sich bekreuzigen	174
Sich an die Brust schlagen	174

Einen Beichtstuhl betreten	175
Prozessieren	176
Das Familiengrab besuchen	177
Sich selbst gehören	178
Schmerz aushalten	179
Seinen Lebensabend im Ruhestand ausklingen lassen	181
Leise leben	182
Sich bis zuletzt fremd bleiben	184

Mörrike (am Grab von Schillers Mutter)

Seine Hand
behutsam hebt sie
ein Kissen von Moos
aus der einst
scharfkantig
gemeißelten
nun aber
rosenwildweichen
Schrift
auf dem halb
ins Erdreich
abgesunkenen
Grabstein,
schlafwelkes Rund
ungelesener Einsamkeit.

Seine Hand
nachdenklich langt sie
die Feder heran
zögernd
am Tisch vor dem Fenster-
kreuz
davor
Kakteen, Steine
lesbar gemachtes
Fossil
und sich
nun
fügend zur
Schrift:

Geste und Sprache

VORWORT VON MARTIN MOSEBACH

Im nördlichen Europa gab es mindestens seit dem neunzehnten Jahrhundert eine gewisse Missbilligung gegenüber den südlichen Völkern, die daran gewöhnt waren, ihre Reden mit Bewegungen der Hände zu begleiten. Beim Sprechen mit den Händen in der Luft herumzufuchteln galt als gewöhnlich; man dachte da wohl an frühere Reiseerfahrungen mit neapolitanischen Kutschern, Gepäckträgern und Straßenhändlern, welche die sprachkundigen Ausländer umdrängt hatten. Solche Erfahrungen verdeckten die Einsicht, dass die Gewohnheit, das Sprechen mit Handbewegungen zu begleiten, einer uralten rhetorischen Kultur entstammt. Der Süden hat ein anderes Verhältnis zur Öffentlichkeit als der Norden, wo sich die Menschen vor den Unbilden des Wetters in ihre Häuser flüchten. Die Erinnerung an die *Res publica* lebte auch in feudalen Zeiten weiter; die schönen Plätze der italienischen Städte waren immer auch Auditorien der öffentlichen Rede. Volksprediger, Anwälte und Politiker, die vor tausend Menschen sprachen, taten dies oft genug unter freiem Himmel. Nun weiß jeder, wie weit eine Stimme im Freien trägt, selbst dann, wenn sie gebildet ist. Das Auge

sieht auf weitere Distanz, als das Ohr hören kann. So wurde parallel zur akustischen Sprache das Ausdrucksmittel der Handbewegung entwickelt, das höchst präzise und kunstvoll die Worte des Redners begleitete, unterstützte, interpretierte, ihnen Nachdruck verlieh oder sie gar ironisierte. Dies Sprechen mit Gesten war eben keineswegs ein Gefuchtel in der Luft. Es war Teil des Unterrichts von Rhetorikerschulen, an deren Lehren von der Rhythmisierung der Prosa gemessen, alle nachantike Prosa stumpf und kunstlos sei. Die Hände sind jene Körperteile, an welchen am offensichtlichsten der Geist mit dem Körper verbunden ist: die schreibende, die zeichnende, die, ein Werkstück herstellende Hand, ist nicht einfach ein Werkzeug wie ein Hammer, sondern durchbluteter Geist. Die Geste des Sprechenden erfüllt die Wörter, die in ihrer Luftigkeit allzu schwerelos erscheinen mögen, mit Leben – dem Leben des Sprechers. Die von der Geste begleitete Rede will nicht nur verstanden werden, sie will, über das Diskutable des bloßen Gedankens hinaus, als eine Wirklichkeit hingenommen werden, die stets über das intellektuelle Gewicht des Arguments hinausreicht.

Solche Anschaulichkeit ist in der Gesellschaft Italiens, die sonst in vielem am Abschied von europäischen Lebensformen teilhat, weiterhin Maßstab geblieben – beim Volk zumindest. Wie eng Wort und Geste hier verbunden sind, zeigt uns das Bild eines Mädchens auf dem Rücksitz eines Motorrads – sie sprach mit dem Fahrer, der sie nicht sah, mit all den weit ausholenden Handbewegungen, die zum Gesten-Repertoire des Südens gehören: drei Finger und den Daumen zusammen-

gelegt und den Unterarm auf und ab bewegt; der Ausdruck der Verachtung, der Angeödetheit, des Durchschauens, dazu gesprochen ein angewidertes, kurzes »Äh!« Das Mit-dem-Handrücken-unter-dem-Kinn-Schaben – Gleichgültigkeit, Desinteresse bis zur Provokation. Die ausgestreckte flache Hand hin und her wie ein Schiff im Sturm schwanken lassen: die Lage ist bedenklich, unentschieden, eher schlecht als gut. Den Zeigefinger in die Wange bohren: das schmeckt gut, das Essen war vorzüglich. Und natürlich gibt es Gesten, die ganz wortlos im richtigen Milieu zu einer gefährlichen Schlägerei führen können; die hat das Mädchen auf dem Motorrad allerdings nicht ausgeführt.

Der ganze Reichtum rhetorischer Gestik war in der *Commedia dell'arte*, dem altitalienischen, aus der Antike weiterlebenden Maskentheater aufgehoben, heute leider eine museale Kunst, die den Schauspielern akrobatische und tänzerische Beweglichkeit abverlangt, denn ihr Gesicht fällt als Ausdrucksmittel weg – alles muß mit der Geste gesagt werden. Wenn man eine Goldoni-Komödie liest, kann man sich kaum vorstellen, wie das Stück auf der Bühne aussieht, wenn jedem einzelnen Satz eine eigene Geste entspricht. Ohne diese ausgefeilte Gestik erscheint das Stück wie ein Opernbretto ohne Musik.

Mit dem Wegfall eines Kanons der Gestensprachen hören freilich die Gesten nicht auf, mitteilbar zu sein – oft auch, ohne dass dies ins Bewusstsein dringt, unterhalb desselben aber dennoch registriert wird. Hände, die in bewusster Gestik ungeübt sind, werden zum Gegenstand der Verlegenheit – wohin mit ihnen? Scheint sich

der Sprechende zu fragen, und diese Unsicherheit wird natürlich wahrgenommen. Nicht allen Menschen fällt es leicht, die Arme einfach hängen zu lassen, aber wenn sie dieselben im Gespräch vor der Brust verschränken, dann wirken sie, als müssten sie sich in Abwehrhaltung hinter einer sicheren Barriere verschanzen. Dass es Gelegenheiten gibt, bei denen es einst selbstverständlich war, im Sitzen die Beine nicht übereinanderzuschlagen – in der Kirche, bei einer Beerdigung, im Gespräch mit ehrwürdigen alten Leuten – ist heute vergessen, nicht aber die Wirkung dieser Geste, die Bequemlichkeit, Entspannung, Respektlosigkeit selbst dann ausstrahlt, wenn sie gar nicht beabsichtigt war.

Den Nachteil hat vor allem der, welcher dem Ausdruck seiner Haltung keine Bedeutung beimisst und nicht versteht, warum seine Worte nicht den Effekt haben, den er ihnen verleihen wollte. Wer mit seinen Mitmenschen hauptsächlich über den Bildschirm verkehrt und viele davon niemals getroffen hat, wird die Notwendigkeit kontrollierter, sprechender Gestik freilich kaum mehr einsehen. Das Wort ist für ihn zum stummen Zeichen geworden, den Zahlen verwandt, denen menschlicher Ausdruck nichts hinzuzufügen vermag. Datenübermittlung ist von Gesten unabhängig.

Gesten sind ein soziales Phänomen. Wenn es keine *Societas* mehr gibt, weil die Vereinzelung des radikal-individualistischen *Nerd*, der sich im Grenzenlosen bewegt und dafür keinen Mitmenschen mehr sehen muss, zur bestimmenden Lebensform geworden ist; dann werden nicht nur manche einst jedermann bekannte, einst von allen geübte Gesten vergessen, dann findet die

Bildwerdung des Wortes eben nicht mehr statt und ist nur noch in Filmdokumenten zu erleben, die das unverbundlich und fremdartig Gewordene aufbewahren.

Aber so weit ist es noch nicht, und es wird wahrscheinlich auch nicht dazu kommen. Das Leben erneuert sich nach rätselhaften Gesetzen; aus dem Verkümmerten und abgestorben Erscheinenden mag eine neue Naivität und Wildheit hervorgehen, die den Kunststoffpanzer der technischen Zivilisation wieder abwirft. Schon in diesem Abwerfen wird eine neue Geste enthalten sein, vielleicht eine, die ganz ohne Sprache auskommt. Denn die Geste ist älter als die Sprache und geht ihr voran.

Den lieben Gott siezen

Die Welt ist mittlerweile derart gefühlsmäßig verduzelt, dass man Duzen schon für einen veritablen Akt höchster emotionaler Authentizität hält. Wer »Du« sagt, der scheint einen Sinn für Gefühle zu haben und daher muss er, so schließt man, ein rundum guter Mensch sein. Das ist unumstößliches Gesetz, und zwar nicht nur an der Kasse von *Ikea*. Umgekehrt gilt: Wer hartnäckig siezt, der ist und bleibt ein namenloser Fremder, und es ist davon auszugehen, dass er die anderen Menschen als ebensolche behandelt. Das hat damit zu tun, dass Gefühle, die nicht ausgedrückt, ausgesprochen und solcherart preisgegeben werden, nur wenig Chance haben, überhaupt als wirklich wahrgenommen zu werden. Kinder, die ihre Eltern und Großeltern, ja vielleicht sogar noch den lieben Gott siezen, sind hilflose Opfer eines autokratischen, erbarmungslosen Erziehungssystems, das sie ihrer Kindheit beraubt, indem es sie zu kleinen, gut geölten Höflichkeits-Automaten macht. Hinter dem »Sie« verbirgt sich Herrschaft, Macht und das Böse. Menschen, die so sprechen, scheinen geradezu liebesunfähig zu sein, gefangen in ihren sklerotischen Konventionen, unaufgeklärt und freilich zu jeder Schandtats bereit. Einen Ehemann, der seine Ehefrau siezt, kann man sich kaum anders vorstellen als mit einer oder mehreren Geliebten, die er in der Mittagspause sicher nicht nur duzt, aber wahrscheinlich auch das. Und wenn neue Bekanntschaften nicht gleich nach fünf Minuten ein Duzangebot unterbreiten, geht man innerlich auf Distanz, weil man meint,

eine abstoßende innere Kälte zu spüren. Der Duzterror ist ein Zwang zur Nähe, und so widerspricht er der so lautstark eingeforderten Diversität, weil er nicht nur die sprachlichen Unterschiede einebnet, sondern auch die verschiedenen Haltungen, mit denen Menschen sich begegnen können. Wo hemmungslos geduzt wird, da kann man sich auf keinen Beobachtungsposten mehr zurückziehen. Vor allem das andeutungsreiche Spiel junger Liebender wird durch ein umstandsloses »Du« sofort auf die Ebene ordinärer Hemdsärmeligkeit hinabgezwungen, die das Geheimnishafte des ersten Ab tastens und Abfragens vulgarisiert. Der Magie der Begegnung wird jener Schleier entrissen, der es den Liebenden erlaubt, im Anderen mehr zu sehen, als er tatsächlich vielleicht ist – und besteht nicht genau darin das Wesen der entstehenden Liebe?

Den Lichtschalter im Keller umlegen

Beim Nostalgiewarenhändler *Manufactum* gibt es sie noch, jene schwarzen, robusten, äußerst handlichen Schalter, die nur mit einiger Energie um die Längsachse gedreht werden können und erst dann, wenn es deutlich hörbar »Knack« macht, den Kontakt herstellen und das Licht erzeugen. Diese meist am oberen Absatz von düsteren und steilen Kellertreppen zum

Einsatz kommenden Kippschalter hatten zwei unbestreitbare Vorteile: Erstens fand man sie schnell, wenn man auf der dunklen Kellertreppe mit der Hand an der Wand entlang tastete (mich retteten sie einmal aus tiefer Not, als mein ansonsten überhaupt nicht autoritär oder gar sadistisch veranlagter Vater mich voll wahrscheinlich berechtigter Wut für ein paar Minuten in den Keller sperrte und so schnell die Tür verriegelte, dass ich sekundenlang im Dunkeln zittern musste, bis meine Kinderhand jenen rettenden Schalter fand). Und zweitens besteht bei ihnen nicht die Chance, dass man sie aus Versehen einschaltet und als Folge davon das Licht die ganze Nacht brennt – eine für deutsche Verhältnisse der 50er Jahre, aus denen die Schalter stammen, ganz und gar unannehmbare Vorstellung von Energieverschwendung. Später wurden Schalter und Armaturen im ganzen Haus immer kleiner, schlanker, eleganter, bis sie schließlich im sogenannten »schlauem Haus« ganz zum Verschwinden gebracht werden. Diese Verflüchtigung der Dinge lässt den Menschen zum Magier über Strom und Wasser werden. Wo er auftaucht, setzen sich die Elemente in Bewegung, so als stünden uns diese Ressourcen grenzenlos zur Verfügung. Zugleich ereignet sich dabei eine seltsame Verschmelzung von Mensch und Technik, aus der am Ende nicht der allmächtige Mensch, sondern das allmächtige Haus hervorgehen wird, das mit uns Achterbahn fährt. Deshalb lobe ich mir die altmodischen Parkuhren, in die man erst eine Münze einwerfen muss, bevor man den knatternden Schalter nach rechts dreht, um die rote Scheibe zum Verschwinden zu bringen. Technik muss

ungehobelt sein, damit der gesunde Mensch sie überhaupt ertragen kann.

Ohne Helm radeln

Je länger es dem Menschen gegeben ist, in einer Zeit des süßen Friedens, des fetten Wohlstands und der grenzenlosen Selbstverwirklichung zu leben, desto mehr versucht er unweigerlich, seinen Alltag zu einem echten Abenteuer zu machen. Wenn es mit der Prosperität noch länger so weiter geht, dann werden wir Treppenhäuser nicht mehr konventionell hinabsteigen, sondern uns in ihnen abseilen. Darin spricht sich unsere Jäger- und Sammlernatur aus. Sobald wir zu lange an einem zivilisatorisch gebändigten Ort leben, ergreift uns eine innere Unruhe. Dann rüsten wir auf: Funktionskleidung und Karabinerhaken am Rucksack gehören ebenso zum Erscheinungsbild einer Fußgängerzone wie Camouflage-T-Shirts und Bergstiefel, wie Neoprenanzüge im Schwimmbad und Nahrungsergänzungsmittel im Büro. Unser wildes Ich will unbedingt aus seiner geglätteten und gebügelten Verpuppung ausbrechen und die Industrie antwortet auf diesen mächtigen Urinstinkt mit ausgefeilten Produkten, die dabei helfen sollen, diesen Drang auf Wildheit mitten in der Zivilisation naturgetreu zu simulieren. Zugleich macht uns die zivilisatorische Trägheit aber zu hypersensiblen Wesen, die ständig über Risikoausschluss, Vorsor-

geuntersuchungen und B-Pläne nachdenken. Wir sind gefangen in jener paradoxen Schwingung zwischen der Sehnsucht nach dem Steinkeil und dem ebenso großen Bedürfnis nach einer Lebensversicherung mit garantierter Prämie. Unsere Bonanzarad-Ausflüge hatten keinen Helm nötig. Der obligatorische Fahrradhelm, ohne den man sich heute nicht mehr auf die Straße traut, auch wenn man nur um die Ecke zum Bäcker fährt, gehört hingegen zur Pflichtausstattung des *urban warriors*. Er steht solchermaßen im Scheitelpunkt der anthropologischen Schwingung des *homo democraticus*. Er ist das ursprüngliche Utensil des Abenteurers und Sportlers, das zu einer banalen Voraussetzung für die Zahlung von Versicherungsprämien mutiert ist.

Einen Waldlauf machen

Gegen Sport, besser: gegen gemäßigte körperliche Ertüchtigung, ist prinzipiell nichts einzuwenden. So weit kann kein Snobismus gehen. Bewegung fördert das seelische Gleichgewicht, das wiederum die gedankliche Produktivität anregt. Manchmal reicht schon ein langer Spaziergang, um Blockaden zu durchbrechen, die den Fortschritt der Arbeit oder die Lösung eines Problems behindern. Das hängt aber vom Typ ab. Nicht jeder kommt bei einem Spaziergang auf Touren. Peripatetik lässt sich steigern, und zwar mit einem Waldlauf. Für einen solchen Waldlauf muss man sich nicht be-

sonders einkleiden oder ausrüsten, auch bedarf es dazu keiner App, die einem sagt, wie lange und wie schnell man eine Strecke gelaufen ist, oder gar einer Community anderer Waldläufer. Ein traditioneller Waldlauf ist definiert als ein sehr schnell durchgeführter Spaziergang auch abseits der Waldwege, vielleicht aber auch auf einem sogenannten *Trimm-Dich-Pfad*, wie ihn die 70er-Jahre kannten, bei dem der Lauf durch einfache gymnastische Übungen unterbrochen wird. Die kulturelle Konnotation, die den Waldläufer zu einem Nachfahren der literarischen Figuren James Fenimore Coopers oder Ernst Jüngers macht, ist dabei durchaus hilfreich (die Waldgänger sind übrigens nichts anderes als die etwas gemütlicheren Waldläufer): Geistesmenschen können sich aus leicht einsehbaren Gründen zu Bewegung, die den literarischen Vorbildern folgt, eher durchringen als zu nackten Trainingsprogrammen, die eher etwas für Naturwissenschaftler und Ingenieure sind. Das Erlebnis eines Waldlaufes misst sich weder an der Steigerung der individuellen Leistung noch an einem Wettkampfergebnis. Sein Erfolgskriterium ist, ob es gelingt, die erschlaffte Seele wieder in Schwung und die Räder der Kreativität zum Rotieren zu bringen und Selbstzweifel zu zerstreuen. Dass dieses Resultat sowohl in einer abgewetzten Badehose wie in einer hauteng geschnittenen Running-Short erreicht werden kann, liegt auf der Hand. Und ob das Schuhwerk das gleiche ist, mit dem man im heimischen Garten die Rosenbeete umgräbt und das Wohnzimmer streicht, spielt dabei auch keine Rolle.

Blutsbrüderschaft schwören

Jungen lesen heute nicht mehr *Winnetou*, und zwar spätestens, seitdem Netflix das Kommando über großangelegte Erzählungen, ja über das gesamte Reich der Fantasie übernommen hat. Daher ahnen diese Buben auch nicht, welchen Mut man damals, und damit meine ich die 1970er Jahre, aufbringen musste, um sich mit seinem besten Freund im Kinderzimmer einzusperren, das mehr oder weniger stumpfe Taschenmesser aufzuklappen, sich damit gegenseitig die Finger aufzuritzen oder, besser gesagt: aufzuhobeln, und dann die blutenden Hände ineinander zu legen in der innigen Hoffnung, durch die Vermischung des Blutes auf immer miteinander verbunden zu sein. Da man nicht wusste, ob diese Blutsvermischung tatsächlich stattfand und was, sollte sie gelingen, medizinisch daraus abzuleiten war, war einem dieses Ritual alles andere als geheuer. Man dachte sogar kurz daran, dass beide an diesem heroischen Bluttausch sterben könnten. Darüber hatte Karl May leider nichts geschrieben. Aber sich einen Ruck zu geben, um diese Zweifel zu überwinden, war ja genau der Akt des Mutes und der Freundschaft, den man von sich und seinem Freund forderte und der diese Freundschaft zu einer ganz besonderen machte. Denn natürlich konnte man sich nur mit einem einzigen Freund verblutsbrüdern, mit einem Mädchen gleich gar nicht. Jeder weitere Akt würde den ersten aufheben. Und natürlich schwang in dieser Geste auch eine Zärtlichkeit mit, die über eine bloße Kameradschaft hinausreichte. Die schreckliche Einsamkeit des moder-

nen Teenagers offenbart sich dagegen an der bösen zeitgenössischen Geste des Ritzens, bei der es nicht mehr um eine Freundschaft geht, die fürs Leben gemacht ist, sondern nur um sich selbst, genauer: um die Negation dieses Selbst.

Einen Stammtisch besuchen

N och stehen sie auf so manch eichenem Wirtshausisch, jene Wimpelchen und Fähnchen, die dem Fremden unmissverständlich anzeigen, dass er hier nichts zu suchen hat, weil sich hier die *Habitués* treffen. Die Fahne markiert von den Vätern erobertes und in Besitz genommenes Territorium. Sie symbolisiert die Erinnerung an eine heroische Vergangenheit, die aus Anglerlatein und Skat-Schlachten besteht. Jedem Stammtisch wohnt ein kleines Iwo Jima inne.

Urlaubsfotos einkleben

W ie entsteht privates Gedächtnis? Sicher nicht durch wahlloses Abknipsen von Sehenswürdigkeiten und von Menschen auf Hochzeitsfeiern. Noch weniger durch eine Aneinanderreihung von *Selfies*. Die digitale Instantfotografie, die die durchaus sympathi-

schen Polaroid-Ferienkameras restlos abgelöst hat, hat mit jener zwar gemein, sich nur dem Augenblick zu verschreiben und ihr Resultat sofort sichtbar zu machen. Im Unterscheid zum digitalen Abbild spuckte die Polaroidkamera ihr Produkt jedoch in Papierform aus, so dass das Foto, das den Augenblick einfing, erst von Hand zu Hand wandern und dann an einer Pinwand oder im Album verewigt werden konnte. Dort, wo nur noch der Moment des Auslösens zählt, wie es beim *Sel-fie* der Fall ist, fällt das Gedächtnis mit dem Moment zusammen und löscht sich dadurch im Moment des Entstehens selbst aus. Wie anders war es, als Familien noch echte Fotoalben pflegten. Die Auswahl der besten Schnappschüsse war der erste Schritt der Memoriation. Dann folgte der Aufbau eines komplexen narrativen Fadens («Papa am Strand, Papa beim Aufbau des Zeltes, Papa beim Sardinenausnehmen»), und schließlich entstand ein Text, der manchmal durch eingeklebte Pflanzen, die an den Urlaub erinnerten, durch Tischkarten oder andere Memorabilien aufgelockert wurde. Man kann diese Collagen mit dem Pilzmyzel vergleichen, das sich unterirdisch endlos verzweigt, bis ihm bunte und vielgestaltige Fruchtkörper entspringen – in diesem Fall sind das unsere Erinnerungen an die Kindheit, an die Jugend, an die ersten Jahre der eigenen Familie.

Beim Busfahrer bezahlen

Meine gesamte Schulzeit bestand aus Busfahren. Der Busfahrer war eine zweite Vaterfigur. Daher bestehe ich, solange die Busse und Straßenbahnen noch einen Fahrer aus Fleisch und Blut haben und noch nicht automatisch gesteuert werden – was uns in den nächsten Jahren sicherlich blüht – darauf, beim Bus- oder Tramfahrer zu bezahlen, und nicht an einem komplizierten Automaten, der es darauf anlegt, nicht verstanden zu werden und der dadurch die Fahrgäste, vor allem die Touristen, zum Schwarzfahren geradezu animiert. Die Verkehrsbetriebe folgen hier und auch bei jenen *Call-Centern* genannten Telefonzentralen ganz offensichtlich der Strategie der digitalen Kontaktvermeidung, natürlich um Kosten zu senken und Gewinne zu erhöhen. Wir müssen unsere Anliegen strohdummen Apparaten und emotionslosen Computerstimmen unterbreiten, was durch mehrmaliges Wiederholen in jedem Fall länger dauert, als mit einem leibhaftigen Menschen zu sprechen. Die Aura unserer Gesellschaft wird dadurch unwiderruflich beschädigt. Aber das ist nicht der einzige Grund, warum ich auf das Bezahlen beim Busfahrer bestehe. Noch etwas anderes spielt da hinein, eine subtilere Seite des Dienstleistungsverhältnisses, das ich eingehen. Ich will dem Fahrer meine Aufwartung machen und mich bei ihm als Passagier vorstellen. Denn er ist, immer noch, der Hausherr, ihm vertraue ich mich an, wenn ich in sein Transportmittel steige. Da ist es doch selbstverständlich, ihm mein Wohin mitzuteilen und den entsprechenden Tarif zu entrichten. Durch die-

sen Akt der Referenz zeige ich ihm, dass ich seine Arbeit schätze, ja dass ich ihn überhaupt als Mitmenschen wahrnehme – ihn, den Fahrer, der acht Stunden lang den Omnibus durch die überfüllten, hektischen Straßen der Stadt lenken muss, pausenlos beschimpft und angepöbelt, und dafür mehr schlecht als recht bezahlt wird.

Einem Hobby frönen

Hobbies, altertümelnd auch »Steckenpferde« genannt, haben ihren Ursprung in der Langeweile. Kilometerlang miniaturgroße Eisenbahnschienen zu verlegen, tropische Fische zu züchten oder Bierdeckel aus aller Herrenländer zu sammeln – das macht man nur, wenn die außerhalb des Gelderwerbs zur Verfügung stehende Zeit eine derartige Leere erzeugt, dass man zu einer an und für sich genommen sinnlosen Tätigkeit Zuflucht nimmt und sich in ihr bis zu einem sehr hohen Grad an Kenntnis emporschraubt. Oder wenn man ein Schüler ist, den die Schule nicht übermäßig fordert. Wie dem auch sei: Dieser spielerische Umgang mit der Freizeit, dieses unverkrampfte Errichten einer eigenen, in sich restlos versunkenen Welt, hat eine ernstzunehmende pädagogische und therapeutische Wirkung. Er kann von Entfremdung und Einsamkeit befreien. Hobbies sind dazu in der Lage, soziale Verbindungen zu knüpfen. Sie fördern Disziplin und zielorientiertes Denken. Voraussetzung dafür ist aber, wie gesagt, die

Langeweile, für die in der digitalen Gesellschaft kein Platz mehr ist. Dafür sind nicht allein Smartphones und andere tragbare Geräte verantwortlich. Die Situation ist tragischer. Denn auf der einen Seite fördert das moderne Arbeiten immer mehr den Ausgleich von Arbeit und Leben, mit dem Ergebnis, dass wir bei aller gefühlten Mehrbelastung de facto weniger arbeiten und mehr verdienen, als das jemals in der Geschichte des abendländischen Individuums der Fall war. Zugleich wird diese frei werdende Zeit aber mit zahlreichen neuen Verpflichtungen, die sich aus unseren digitalen Rollen und Engagements ergeben, angefüllt. Schon allein die Rolle als sogenannter Prosumer, das heißt, als überdurchschnittlich gut informierter Konsument, hat er das Potential, uns neben der Berufstätigkeit voll und ganz auszulasten. Wer einen halben Tag online recherchiert, um die Entscheidung über den Kauf eines neuen Mülleimers vorzubereiten, dem bleibt keine Zeit mehr für Brieftaubenzüchten, Ikebana oder Fossilienklopfen. Das Konsumieren wird dann zu dem, was früher einmal Hobby genannt wurde, und es ist diese freiwillige Zustimmung des Menschen zu seiner kapitalistischen Eindimensionalität, der keinerlei spielerisch zu erlangende Katharsis mehr innewohnt. Das ist die wahrhaft tragische Seite des Verlustes der Hobbies.